

**Predigt
zum Israelsonntag**

22. August 2022
Berlin
Sophienkirche

Bischof Dr. Christian Stäblein

Im äschkachecha jeruschalaim, tischkach jemini

Liebe Geschwister heute, hochverehrter Rabbiner, lieber Andreas Nachama, hochverehrte Kantorin, liebe Esther Hirsch,

es gibt für mich gar nichts zu sagen, bevor ich nicht als erstes dieses gesagt habe: es berührt mich, dass Du und Ihr heute hier seid. Es berührt und erfüllt mich, was Du gesagt hast. Und all die Töne, in die Sie, liebe Frau Hirsch, das gegossen haben. Die Worte zu Jerusalem, zum Miteinander in dieser Stadt, zum Miteinander der Religionen, zu unserem Miteinander. Dass Du, Andreas Nachama, hier bist und erzählst, von der jüdischen Tradition, von Deiner Mutter, von den Kreisen des Lebens und dass es dahin zurück geht, wo es losgegangen ist beim Fest und bei der Wallfahrt und deshalb die Mazzen rund sein sollen.

Es ist ein Geschenk, verehrter, lieber Rabbiner Nachama, dass Du heute hier bist, dass Du die Einladung angenommen hast, dass wir hier zusammen predigen, es ist ein Geschenk so sehr, dass ich lange überlegt habe, ob ich überhaupt groß viel sagen und antworten will in dieser Predigt, denn es muss eigentlich gar nichts mehr gesagt werden. Was Du uns heute zu Jerusalem gesagt hast, möge strahlen und leuchten in alle Winkel der Kirche und bis an alle Enden unseres Glaubens. Endlich, möchte ich sagen, endlich Israelsonntag wie er sein soll: kein christlich-kirchliches Reden bloß über den jüdischen Glauben, über die jüdische Tradition, nicht die ewige Besserwisserei, was und wie Judentum ist oder sei, nein, ein Hören auf die Auslegung jüdischen Glaubens durch die Kantorin und den Rabbiner, durch Dich, ein Hören und ein Reden mit. Danke! Das ist ja oft das Problem am Israelsonntag gewesen, ein Sonntag, der einst tatsächlich entstanden ist aus der großen Nähe zu Tischab beAw, zum neunten Aw, also entstanden in der Gemeinschaft des Trauerns über die Zerstörung des Tempels und all das folgende Leid.

Aber dann eben, christliche Schuld, christliche Hybris, christliche Herabsetzung der Geschwister, dann Jahrhunderte der Israelsonntag als erhobener Zeigefinger, als Fixierung und Herabwürdigung der Geschwister, ja als Verleugnung, die tatsächlich ein Verleugnen und Vergessen der eigenen christlichen Identität war. Und nun, und dennoch seid Ihr, bist Du hier, lieber Rabbiner Nachama, schenkt uns das Vertrauen, dass es anders geworden ist, dass die Kirche sich erneuert hat, dass sie umgekehrt ist, dass es vorbei ist mit der Israelvergessenheit in unseren Häusern, dass wir hören wollen, voneinander,

aufeinander. Danke! Das berührt mich, uns, diese Kirche, das ist ein großes, unverdientes Geschenk. Und es ist für mich das allererste und fast auch schon einzige, was heute zu sagen ist. Denn die ganze hohe christliche Theologie, die an diesem Sonntag auch immer traktiert worden ist, sie zählt nur, wenn sie im Leben und Glauben ihren Ausdruck findet. Christlicher Glaube hat alle Zeit von Nächstenliebe geredet – und dann die allernächsten, die jüdischen Geschwister, Gottes Augapfel, verraten. Und nun bist Du trotzdem hier an diesem Tag, lieber Andreas Nachama – heute und in so vielen Dingen und Beratungen und an so vielen Tagen des Jahres, ob im Kuratorium des Instituts Kirche und Judentum oder im Beirat der Erinnerungsarbeit der Kirche oder eben im House of One. Für die Sophienkirche, die ja ein starker, traditionsreicher Ort kirchlichen Lebens für das Hören auf die jüdischen Geschwister ist – gerade auch in den Zeiten der DDR und bis heute – für die Sophienkirche und uns ein unvergesslicher Tag, den Rabbiner zur Predigt und zum gemeinsamen Hören auf die Worte der Schrift hier zu haben.

Unvergesslich.

Dem wunderschönen Vers aus dem 132. Psalm über Gottes Wohnsitz am Zion, den Du uns gerade ausgelegt hast, möchte ich einen weiteren Psalmvers an die Seite stellen, den ich anfangs bereits auf Hebräisch zitiert habe und den Sie, liebe Kantorin Hirsch, schon zu Gehör gebracht haben: Im äschkachecha jerschalaim, tischkach jemini – wenn ich Dich vergesse, Jerusalem, soll meine Recht vergessen sein, soll die Zunge am Gaumen festkleben und also kein Wort mehr möglich sein.

Im äschkachecha jerschalaim, tischkach jemini. Ich erinnere, wie meine Mutter mit einem Anhänger mit diesen Worten aus Jerusalem zurück kam, es muss in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts gewesen sein. Ich bin mit diesen Worten aufgewachsen, sie sind für mich zu einem Leitwort meines Glaubens geworden: wenn ich Jerusalem vergesse, soll mein Mund verstummen, meine Rechte verdorren. Wenn ich vergesse, welches Gottes erste Liebe ist, bleibend, treu, wenn ich vergesse, welche Gottes Augapfel sind, wenn ich vergesse, wer Jesus war, im Geboren werden, im Sterben, im Aufstehen – jüdischer Bruder -, wenn ich vergesse, wo Gott Wohnung hat, irdisches Jerusalem, himmlisches Jerusalem, Jerusalem seiner Liebe und wo seine Liebe lebt, lebt Jerusalem, wenn ich das vergesse, soll mein Mund verstummen. Ich sehe den Anhänger in der Hand meiner Mutter, der Anhänger aus Worten bestehend, selber geformt wie eine Hand. Ich muss ein Kind gewesen sein damals, neun oder zehn Jahre alt. Vor aller feiner, hoher, nicht selten auch irrender Theologie ist das eine Hand, die haltende Hand, auf der alles liegt, fußt, lebt, die Hand, ohne die christlicher Glaube nicht sein kann und nicht Halt haben kann, ohne die – mit Verlaub – ohne die „Mutter Kirche“ nie mehr sein darf. Wehe denen, die das vergessen, die herabwürdigten, wehe allem Antijüdischem und Antisemitischen.

Im äschkachecha jerschalaim, tischkach jemini. Es wäre wert, dass jeder und jede in der Kirche einen solchen Anhänger bei sich hätte. Zu Hause. Oder in der Brieftasche. In der Handyhülle. In der Handtasche. In der Hand. Zur Erinnerung. Wenn ich dich vergesse, Jerusalem. Danke, dass Du, dass Ihr heute hier seid, verehrter Rabbiner, verehrte Kantorin, Danke für Hand und Wort Heute. Das ist ein Glück, ein Fest und ein Segen. Und es ist unvergesslich. Amen.